

Nr. 191 Bydgoszcz, 23. August Bromberg 1939

Herz, schweig still . . .

Roman von Rudolf Haas

Der eiserne Lude.

Mitten in Kärnten, dort, wo das Oberland zum Unterland absinkt und in einem weiten Talkessel der Draufluß mit der Gail sich vereinigt, liegt die Stadt Villach. Stammt der Name aus dem Keltischen, so bedeutet er soviel als „die Sichere" oder „die Glückliche"; ist er, was jedoch die Forscher bezweifeln, slawischen Ursprungs, so ließe er sich etwa mit „Stadt der weißen Wasser" wiedergeben. Beides stimmt zu Zeiten, und zu Zeiten stimmt es wieder nicht, denn in der tausendjährigen Siedlung haben Glück und Leid, sicherer Wohlstand und arge Bedrängnis vielfach gewechselt; und wenn bisweilen, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, die von den Gletschern gespeisten Fluten der Drau milchig weiß erscheinen, sind sie dafür im Winter, obwohl durchsichtig wie Kristall, fast schwarz, im Sommer dagegen grün und nach Wolkenbrüchen schmutzig gelb anzusehen. Jedenfalls aber ist Villach heute eine deutsche Stadt, und zwar im südlichsten deutschen Grenzland Kärnten.

An einem Frühsommertag hebt die Geschichte an. Im Oberland, wo sich die eisgepanzerten Gipfel der Ankogel- und Glocknergruppe erheben, müssen schwere Unwetter niedergegangen sein, denn die Drau ist mächtig angeschwollen und führt auf reißenden Wogen allerhand Zeichen der Verwüstung mit sich: entwurzelte Bäume, weggeschwemmte Bretter, Balken und Sparren, Brückenpfeiler und Dachlatten. Nun ist in Villach die Gepflogenheit eingebürgert, dieses Treibholz aus dem Wasser zu fischen, namentlich an der Draulände, zwischen der Stadt- und Eisenbahnbrücke, wo sich für gewöhnlich unterhalb der Ufermauern eine geröllige Sandbank weit in den Fluß hinein erstreckt, die jedoch bei Hochwasser in der Regel vollständig überschwemmt wird.

Dort also finden sich bei solchen Anlässen allerhand arme Teufel ein, Erwachsene, aber auch halbwüchsige Knaben und Kinder, die aus eigenem Antrieb oder von den Eltern beauftragt, die herabschwimmenden Hölzer mit Stangen zu erreichen und ans Ufer zu lotsen versuchen, als erwünschten Heizstoff für den Winter. Und da nach dem verlorenen Krieg die Wirtschaft aus den Fugen geraten war und mit der Verelendung die Arbeitslosigkeit von Jahr zu Jahr zugenommen hatte, waren diesmal die Holzfischer gar zahlreich erschienen und wetteiferten nicht ohne Gefahr, einander die stattlichsten und ausgiebigsten Stämme wegzuangeln. Und hierin tat es ein etwa siebzehnjähriger Bursch allen anderen zuvor. Die verschlissenen Hosen bis zu den Schenkeln aufgerollt, stand er am Ufer, trat auch wohl, wenn es nicht anders ging, ein paar Schritte in die ungebärdige Flut, die sich zischend an seinen Beinen brach und ihn fortzureißen drohte. Aber er verlor das Gleichgewicht nicht, handhabte seine Stange mit flinker Berechnung und holte bedachtsam Stück um Stück heraus. Schon lag ein ansehnlicher Haufen neben ihm aufgeschichtet, Klötze, Pfosten, Latten, ein ganzer Baum mit triefend nassem Wipfel.

Weniger Erfolg hatte neben ihm ein älterer Mann mit trüben Augen, die von Hunger kündeten und von grämlicher Verbitterung über ein hoffnungsloses Dasein, das nicht Leben und nicht Sterben war. Er beneidete den Burschen, schalt ihn mit häßlichen Worten und strengte sich an, es ihm gleichzutun, doch dem ausgemergelten Körper mangelte die Kraft.

Als nun wieder einmal ein starker, entrindeter Stamm im Auf und Ab der wogenden Wellen heranflitzte, bemühte sich der Alte in scheelsüchtiger Hast, dem Jüngeren zuvorzukommen, wagte sich zu weit ins Wasser, verlor den Halt, klammerte sich im Stürzen an seinen Nachbarn und riß diesen mit sich in den brausenden Strom, der sich sogleich mit ungestümem Schwall auf die Opfer stürzte und sie mitten in die wildeste Brandung schleuderte.

Der Bursch versuchte wohl zu schwimmen, aber der Alte, jetzt in Todesangst, hielt ihn mit beiden Armen umfaßt und hinderte jede Bewegung. Dicht beisammen trieben die beiden Körper im lehmgelben Wasser, sanken unter, tauchten wieder auf, wurden herumgewirbelt, unaufhaltsam weitergetragen. Verzweifelte Hilferufe hallten zur Stadtbrücke hinauf. Dort war unbeherrschtes Durcheinander. Kopf an Kopf standen die Leute; neugierig, erregt, entsetzt, von Grausen gepackt blickten sie hinab auf die zwei ringenden Leiber, die von der Strömung hin- und hergeworfen, näher und näher kamen. Wichtigmacher drängten sich vor, Zungendrescher ließen ihr Licht leuchten, Frauen rangen die Hände, einer meinte dies, ein anderer das hätte zu geschehen, aber eine Tat setzte keiner.

Unten rennt ein Schutzmann zum Rettungsboot, ein anderer macht sich mit den Rudern zu schaffen, ein dritter fordert die Menge auf der Brücke zum Weitergehen auf.

Ein vielstimmiger Aufschrei: Aus der Tiefe hebt der grinsende Tod die kreideweißen Knochenhände und zieht die Beute in den gischtenden Strudel hinab.

Schreckensbange Augen, wachsbleiche Gesichter, lähmende Stille.

Unten bemühen sich die Schutzleute noch immer, das Boot flottzumachen.

Oben auf der Brücke schiebt einer mit Händen gleich Schaufeln die Menschen beiseite, ein Riese mit wetterbraunem Gesicht und grauem Schnurrbart. Während die

andern gafften und quatschten, hat er sich die Schuhe, Lederhosen und alle überflüssigen Kleider vom Leib gerissen.

„Platz da! Zum Teufel, so geht doch weg!" Er steigt aufs Geländer, springt, Fuß voran, in die aufspritzenden Wogen, die klatschend über ihm zusammenschlagen.

Aufgeregte Rufe: „Der Wiederschwing! Der Lude vom Marhof! Der eiserne Lude! Um Gottes willen, er kommt nicht mehr hoch!" Zetern und Geschrei.

Doch da ist er schon wieder an der Oberfläche. Mit triefendem Bart, schnaubend wie ein Seelöwe, läßt er sich treiben, die Blicke schweifen über die Wasserfläche, mit angespannten Sinnen lauert er stoßbereit. Und wirklich tauchen die Verunglückten noch einmal auf. Der Alte ist jetzt bewußtlos, der Junge schleppt ihn an den Haaren hinter sich her; aber seine Bewegungen sind matt und unsicher, man merkt, daß ihn die Kräfte allmählich verlassen.

Die Schutzleute lenken das Boot mit Stangen in den reißenden Strom. Doch der eiserne Lude braucht ihre Hilfe nicht. Was er anpackt, vollendet er allein und ganz. Wie ein Raubfisch schnellt er sich vorwärts, streckt dem Burschen die Linke entgegen, steuert, die doppelte Last hinter sich herziehend, dem Ufer zu. Sein gewaltiger Leib pflügt die Wellen, daß sie weiß aufschäumend seine Schultern umbrausen, pfeilschnell schießt er dahin, spürt Grund unter den Füßen, faßt im seichten Wasser Stand. Stöcke und Arme strecken sich ihm entgegen. Er verschmäht sie. Im Verein mit dem Jungen trägt er den Alten ans Land.

Hinterdrein kommt das Rettungsboot geschossen, die Schutzleute bemühen sich um den Ohnmächtigen. Von der Brücke und die Ufer entlang lärmt Jubel und Beifall. Menschen drängen heran.

Auf starken Beinsäulen steht Ludwig Wiederschwing, nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, die klatschnaß am Körper kleben, der Brustkasten geht auf und ab, der Walroßbart trieft. „Ah leck!" knurrt er bärbeißig, und das ist alles, was er für die Huldigungen übrig hat.

Er wendet sich an den Burschen: „Du hast dich gut gehalten, komm morgen zu mir auf den Marhof, dann reden wir weiter." Von Heilrufen umbrandet, die er unwirsch ablehnt, stampft er zur Brücke zurück, um seine Kleider zu holen. Die Schuhe und Lederhosen werden ihm von einem Beflissenen entgegengebracht.

„Und die Joppe?" fragt er. Die Joppe ist nicht da, ist auch nicht auf der Brücke, bleibt verschwunden.

„Gesindel!" schimpft der Marhofer. „An die zweihundert Schilling waren in der Brieftasche!"

Darob erhebt sich große Entrüstung über den Schuft, der eine edle Tat zu einem Fischzug im Trüben ausgenützt hat, und ein fremder Sommergast in weißem Leinenanzug erklärt mit schönem Schwung, wenn man nicht jeden Glauben an das Gute und Sittliche verlieren wolle, dürfe man es nicht angehen lassen, daß ein Mann, der sein Leben für andere einsetzt, durch sein uneigennütziges Liebeswerk zu Schaden komme. Er gefällt und übersteigt sich selbst in seiner fließenden Rednergabe und regt eine Geldsammlung an, um den Verlust zu decken.

Die Einheimischen und Eingeweihten wissen nicht recht, wie sie sich dazu verhalten sollen. Eine Geldsammlung für Ludwig Wiederschwing, der nur so wie nebenbei einen Hunderter aus der Westentasche ziehen kann, um ihn für die Stadtarmen zu spenden oder mit seinen Freunden zu verzechen?

Der eiserne Lude hat von der Absicht des Fremden keine Ahnung. Vor ihm steht mit gezücktem Bleistift ein Wachtmann und will genau die Stelle bezeichnet haben, wo die Kleider abgelegt wurden. „Herr", lacht der Marhofer, „hätt' ich erst schauen sollen, wo ich das Zeug hinschmeiß, wären die zwei derweilen vielleicht schon ersoffen. — Hin ist hin, und jetzt will ich das nasse Zeug vom Leib haben!"

Umringt und gefolgt von einer immer wieder Beifall zollenden Menge, und es sind viel blutjunge Knaben mit bewunderten Augen darunter, begibt er sich fast fluchtartig in einen Wäscheladen.

„Hemd, Unterhosen, Janker!" fordert er. „Ich zieh alles gleich an."

Die zimperliche Verkäuferin — sie ist so gräßlich neuzeitlich geschminkt, daß sie sich ohne weiteres als Wachspuppe ins Schaufenster stellen könnte — starrt den triefenden Hünen, der seine Hirschledernen in der Hand trägt, wie einen Verrückten an und rennt quiekend davon, um den Herrn zu Hilfe zu holen. Ihre hohen Stöckelschuhe klappern hart.

„Dumme Urschel!" poltert der Marhofer. „Ich freß dich nicht, ich beiß dich nicht, und wenn du mit mir baden gehst, hab' ich weniger an!" Doch sie hört nicht auf ihn.

Der Geschäftsinhaber schießt herein und erkennt den Kunden. „Meine Hochachtung! Habe die Ehre! Was steht zu Diensten?" dienerte er.

Der Marhofer wiederholt seinen Wunsch. „Aber bezahlen werde ich erst morgen", fügt er hinzu.

„O bitte sehr, das hat gar nichts zu sagen", lautet die Antwort. Der Name Wiederschwing ist so gut wie bares Geld. Das Fräulein muß sich notgedrungen bequemen, die Wäscheschachtel zur Auswahl vorzulegen. Sie tut es mit geschürzten Lippen und gesenkten Lidern.

„Heil Wiederschwing!" tönt es draußen. Der Händler wird aufmerksam. „Was ist denn los? Was haben die Leute?" fragt er.

„Die Lorelei!" erwidert ernsthaft der Marhofer. Der Geschäftsmann blickt ihn verständnislos an. „Wen?"

„Na: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!" lacht Ludwig Wiederschwing und zieht sich hinter einen Vorhang zurück.

Die Ladnerin ist neugierig und tritt vor die Tür. Dort erfährt sie, was sich ereignet hat und beeilt sich, ihren Dienstherrn zu unterrichten. Dem eisernen Lude ist das nicht recht. Nackt wie er ist, beugt er sich vor und ruft: „Puh!" Das Fräulein quiekt wieder und deckt die Augen schämig mit der Hand, aber die Finger mit den rot lackierten Nägeln sind gespreizt.

Der Marhofer hat sich umgekleidet. Eine Halsbinde aus geblümter Seide will er noch haben, und das Fräulein läßt es sich nicht nehmen, ihm die Masche unter dem weichen Kragen eigenhändig zu knüpfen. Sie besorgt es mit zierlicher Anmut und muß sich dabei auf die Zehen stellen. Mißbilligend betrachtet er die gefärbten Nägel, schnuppert mit geblähten Nüstern den Duft von Schminke und Riechwasser, sagt derb: „Pfui Teuxel! Wie kannst du dich so anschmieren und verstänkern? Ein angemalter Spatz wird kein Stieglitz, und nur so, wie sie von selber blüh'n, sind unsere Almblümeln schön."

„Es ist so Mode", lispelt sie verlegen.

„Ausländische Mode!" erwidert Wiederschwing, die Ladnerin ernst ansehend. „Und du bist eine deutsche Kärntnerin." Wie er so dasteht, im neuen blauen Leinenjanker, groß, breit, sonnverbrannt, mit faltenlosem Gesicht und hellen Jägeraugen, würde man ihn für einen Vierziger halten; er hat aber die Fünfundfünfzig bereits überschritten. Draußen wird wieder nach ihm gerufen. Er brummt sein Kernwort und verläßt den Laden durch den hofseitigen Ausgang, der in eine Seitengasse führt.

Das also ist Ludwig Wiederschwing, der Marhofer, im ganzen Land bekannt, nicht nur aus der Zeit, da er Abgeordneter und Obmann vieler Heimatvereine war, sondern auch durch seine Taten, Abenteuer, Kraftstücke und Schelmenstreiche auf Festen und Kirchtagen, in Jagd- und Almhütten, als Scheibenschütz und Ringer, die ihm den Beinamen „der eiserne Lude" eingetragen haben. Aber der Unverwüstliche sorgt noch heute oft genug dafür, daß die Leute etwas zu reden oder zu lachen haben.

„Denken Sie nur! Haben Sie schon gehört? Der Wiederschwing! Was der wieder aufgeführt hat!" Das wispert und munkelt und gackert und gackelt, wie eben die bösen Vögel ihre bösen Gesänge anzustimmen oder ihre faulen Eier zu legen pflegen. Er pfeift darauf und pfeift sich eins und läßt die Vögel singen und bleibt der eiserne Lude, der mit Männern zecht und rauft, mit Frauen scherzt

und kost, der hundert Heringsseelen verulkt, aber noch viel mehr Leuten aus der Patsche geholfen hat.

Er pfeift sich eins und läßt die Vögel singen. Er pfeift auch auf Lebehochs und Belobigungen. An das gestohlene Geld denkt er gar nicht mehr. Froh, dem Rummel entkommen zu sein, schreitet er über das Pflaster. Sein fester Tritt hallt in der engen Gasse. Die Wolken lösen sich, bald wird die Sonne wieder scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Senis letzte Prophezeiung.

Einer tschechischen Sage nacherzählt

von Ernst Koeler.

Sobald der Astrolog Giovanni Baptista Seni gehört hatte, daß Butler, auf dessen Anstiften sein wohledler Herr, der Herzog von Friedland, ermordet worden war, einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, litt es ihn nicht länger in Eger und er trachtete, in seine Heimat Italien, nach Padua, seiner Vaterstadt, zu gelangen. Da er erfahren hatte, daß in Bayern und im Pilsener Kreis kaiserliche Truppen, die ihm als dem Berater Wallensteins feindlich gesinnt waren, kantonierten, beschloß er, seinen Weg durch Mähren zu nehmen und, wenn irgend möglich, in diesem Lande einige Zeit hindurch zu verweilen. So gelangte der Sterndeuter zum Schloß zu Trebitsch, wo Maximilian, Graf von Waldstein, wohnte. Seni bat diesen für einige Zeit um Schutz und Obdach, und der Graf, der den Italiener als den Freund seines ermordeten Verwandten schätzte, nahm ihn gastlich auf.

Auf dem Schlosse des Grafen Waldstein, der ein leidenschaftlicher Jäger war, versammelten sich eines Abends Edelleute, um dort, nachdem sie tagsüber dem edlen Weidwerke gehuldigt hatten, ihre Beute zu verzehren. Einer der Gäste, der junge Freiherr Karl v. Würben, der mit seinem Lehrer und Freunde Wilhelm Chraustensky v. Malowar anwesend war, verspottete Seni, daß die Sterndeuterei doch nicht viel wert sein müsse, denn fast alles, was er dem Friedländer von Hoheit, Macht und Ruhm in den Kopf gesetzt habe, sei nicht eingetroffen. Ohne den Mißmut des Grafen Waldstein zu merken, wurden die Gäste in ihren Anspielungen deutlicher und ließen durchblicken, daß er allein am Tode des Herzogs schuld sei, da er Wallenstein durch seine trügerischen Prophezeiungen dem Untergang näher gebracht habe.

Mit finsterem Ernst erhob sich Seni. „Ich habe", sagte er, und in seiner Stimme zitterte der Groll des beleidigten Gelehrten, „dem Herzog nie etwas anderes verkündet, was ich nicht aus der Fügung der Sterne entnommen hätte. Alles traf ein, denn meine Kunst ruht nicht auf gebrechlichen Stützen. Ort und Zeit gestalten des Sterblichen Schicksal wohl, aber nur die Form, nicht die Masse. Diese bleibt unveränderlich und des Menschen Bemühungen, sie umzugestalten, werden nie von Erfolg gekrönt. Denn der Gestirne Lauf warnt nicht, er bestimmt! Nur dem hellen, unverschleierten Auge ist er lesbar; der Herzog aber glaubte, alles zu sehen, ohne den Schleier des Ehrgeizes von seinen Augen zu entfernen; so konnte er nur zu sehen glauben, was seine inneren Wünsche sprachen. Sein Unglück, sein unabänderliches Schicksal wußt' ich vorher, ich sagt' es ihm auch, nicht warnend, nein, nur bedauernd, denn Warnen half hier nimmer. Ich hieß ein Träumer dann, doch wenn ich den glücklichen Ausgang eines Ereignisses vorher verkündete, war ich der weise, kluge Seni."

Der junge Würben aber rief: „Pah! Jetzt sollen wir dir glauben, was du über Geschehenes sagst! Das Geschichtenerzählen paßt nicht für dich, du Lügenprophet! Und bist du wirklich so unfehlbar, wie du vorgibst zu sein, so sage mir doch, wie und wann ich einmal aus dem Lande der Lebenden scheiden werde!"

Seni widerstrebte dem Ansinnen des Junkers. „Bedenkt", sagte er, „wie wohltätig die Vorsehung handelt, wenn sie dem Menschen die Zukunft verbirgt!"

Endlich aber gab der Astrolog dem Drängen des Jünglings nach und versprach, ihm zu einer gewählten Stunde das Horoskop zu stellen. Er fragte den Junker um Stunde, Tag und Jahr seiner Geburt, besah dann die Hand des Jünglings, doch schienen die Linien dem Sterndeuter nicht zu gefallen.

In der Nacht bestieg Seni den Schloßturm und beobachtete die Gestirne und nahm Vorrichtungen vor, die dem unwissenden Diener Zauberzeremonien dünkten. Nach einiger Zeit kam Seni wieder in den Speisesaal zurück.

„Nun, was ist es?" fragte der junge Freiherr v. Würben.

Die düstere Miene des Astrologen schien wenig Gutes zu verheißen. „Fragt nicht, Junker, denn das, was ich Euch zu sagen habe, muß Eure Ruhe vergiften, — und zu ändern ist das Schicksal denn doch nicht."

„Nein", brauste Würben auf, „nicht ungestraft sollst du uns aufmerksam gemacht haben! Sage nur gerade heraus, was du von der Zukunft zu wissen meinst. Ich fürchte mich vor den fernen Gestirnen nicht, und wegen meiner Ruhe magst du unbesorgt bleiben."

Unwillig sagte Seni schließlich: „Nun, so wisset denn, daß ihr keine drei Jahre mehr leben werdet und — so wunderbar es mir auch selbst vorkommt — im dritten Jahre, hier in Mähren, den Tod durch einen Löwen finden werdet."

Kaum hatte der Sterndeuter diese Worte ausgesprochen, so brachen die Gäste in ein lautes Gelächter aus. „Glaubt Ihr denn, Seni", sagte Graf Waldstein, „daß wir über das Meer fahren und aus dem Morgenlande einen Löwen herholen werden? Bei uns gibt es nur Wölfe, Wildschweine, Bären oder Luchse, aber Löwen, nein, da irrt Ihr Euch!"

„Und sollte", so setzte der junge Würben hinzu, „uns wirklich ein Leu die Ehre seines Besuches schenken, so soll er erfahren, daß er es mit wackeren Weidmännern zu tun haben wird."

Der Spott und die Ungläubigkeit der Gäste verdrossen Seni, und schon am nächsten Morgen setzte er seine Wanderung fort.

*

Graf Waldstein schrieb an den Vater des Junkers von Würben und berichtete ihm von der seltsamen Prophezeiung des Astrologen. Der Vater faßte den Entschluß, seinen Sohn — da schon mehr als zwei Jahre seit der Prophezeiung verstrichen waren — nie mehr jagen zu lassen. Er wies dem Sohne zwei wohlvergitterte Zimmer, die von außen her absperrbar waren, zur Wohnung an, und damit dem Jüngling nicht allzuwehe ums Herz wäre, sorgte er dafür, daß Jagdgemälde und Waffen an den Wänden hingen, Rüden und Windspiele im Raume waren und muntere Jäger dem Gefangenen durch das Erzählen von Jagdgeschichten die Zeit vertrieben. Doch hätte dies alles den Gefangenen wenig getröstet, wenn er nicht ein schönes Mädchen, Kunigunde mit Namen, kennen und lieben gelernt hätte.

Schon neigte sich das Jahr 1637 seinem Ende zu, dem sich der Junker so sehr entgegensehnte. Eines Tages hörte er fröhliches Jagdgeschrei und Hörnerschall in sein Zimmer dringen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah, wie Herren und Damen sich zur Treibjagd anschickten. Da plötzlich erschrak der Junker: Er sah, wie Kunigunde auf einem Schimmel herbeiritt und neben ihr war ein stattlicher Jüngling, den er nicht kannte, und beide folgten der Jagdgesellschaft.

Lange war der junge Würben vor Schmerz und Wut sprachlos, dann rannte er wie unsinnig im Gemache umher und fluchte sich und seinem Schicksal. Die Qualen der Eifersucht nagten an seinem Herzen, und wie er so, mit seinem Schicksal hadernd, im Zimmer auf- und abging, fiel ihm das große Wappenschild unter dem an der Wand hängenden Porträt Maximilians v. Waldstein in die Augen. Vier Löwen waren hier im quadrierten Schilde einander gegenüber gestellt. Bei dem Anblick der Tiere brach er noch mehr in Wut aus. Mit den Worten: „Verwünschtes Tiergeschlecht, du machst mir mein Leben so elend!" schlug er mit kräftiger Hand nach einem der

gemalten Löwen. Doch ein hinter dem Gemälde in der Wand verborgener Nagel verwundete ihn an der Hand. Der Junker beachtete die Verletzung nicht und tobte weiter. Endlich kam der Abend herbei, die Jagdgesellschaft kam wieder und mit ihr auch Karls Geliebte. Sie erschien im Gemache des unglücklichen Gefangenen und brachte den Unbekannten mit, der ihr Bruder war. Der Junker verstummte beschämt.

Nach etwa acht Tagen erwähnte er seiner Geliebten gegenüber den Vorfall mit dem gemalten Löwen und fügte hinzu, daß er erst jetzt einen heftigen Schmerz an der verletzten Hand fühle. Der Schmerz ward immer heftiger, die Hand wurde schwarz, und der Dorfbader, der nun gerufen wurde, salbaderte umsonst. Der Brand, der die Hand ergriffen hatte, wurde schließlich so gefährlich, daß der Quacksalber empfahl, einen Geistlichen zu rufen, und der Jüngling hauchte in der Tat nach wenigen Tagen sein Leben aus.

Wenn aber in späterer Zeit von Seni die Rede war, so wurden die Menschen von scheuer Ehrfurcht vor dem Wissen dieses Mannes ergriffen, der die Fähigkeit gehabt hatte, auf so wunderbare Weise Zukünftiges vorherzusagen.

Uhren.

Die Bestandteile der Taschenuhr unterhielten sich darüber, welcher von ihnen der wichtigste wäre.

„Ich zeige die Sekunden an!" sagte der Sekundenzeiger, „denn aus den Sekunden wird die Minute, die Stunde, der Tag, der Monat, das Jahr, die Zeit und die Ewigkeit! Also bin ich der wichtigste Bestandteil dieser Uhr!"

„Ah bah!" beschwichtigte ihn der Minutenzeiger, der sich als größter Zeiger fühlte und es auch war, „dich läßt man laufen und sieht dich kaum! Du bist eine Spielerei — nichts weiter! Aber ich zeige die Minuten an und gebe so dem Stundenzeiger erst seinen Wert!"

„Man könnte füglich auch auf dich verzichten!" meinte der kürzere Stundenzeiger gewichtig, „denn schließlich würde ich es auch allein leisten können, wenn es sein müßte!"

„Das Wichtigste an der Uhr bin ich!" warf das Zifferblatt ein und wölbte sich selbstbewußt. „Was seid ihr Zeiger alle ohne mich? Erst ich gebe euch Bedeutung!"

„Schweigt!" rasselte das Werk aus dem Hintergrunde, „denn ich bin alles! Ich liefere euch das Leben, mit dem ihr euch fortbewegt, ihr toten Zeiger — und erst dann kommst du in Frage, bemaltes Zifferblatt! Ohne mich keine Sekunde, keine Minute, keine Stunde und kein Tag! Ich bin alles!"

„Sofern ich dich in Gang setze!" ergänzte der Mensch. Ihr alle seid nur durch mich! Ich habe euch erdacht und geschaffen! Ich!"

*

„Welche Zeit haben wir?" fragte der Mensch die Uhr.

„Welche Zeit? . . . Wir? . . ." erwiderte die Uhr. „Ich habe keinen Begriff für Zeit! Zeit —: das bist du!"

*

In des Uhrenhändlers Laden schlugen die Uhren durcheinander. Da gab es helle Klänge und dunkle Klänge, schnelle, eilige Klänge und langsame, feierliche Klänge. Das ticktackte in allen Tempi und Tonarten. Tickticktick, gonggonggong, bumbumbum, bimbimbim . . .: keine zwei Uhren hatten den gleichen Schlag — und zeigten doch alle die gleiche Zeit an!

„Lerne von mir!" sagte die Uhr zum Menschen, „ich zeige in dieser Stunde *diese* Stunde an — nicht die nächste und nicht die vorige, nicht die von gestern oder die von morgen! Ich wirke in der *Gegenwart*, im Jetzt und Heute! Wenn ich vorlaufe, bin ich nichts nütze, wenn ich zurückbleibe, bin ich nichts nütze: ich tauge nur etwas, wenn ich die Gegenwart erfülle!"

Dies sagte die Uhr zum Menschen, um ihn aufzufordern, seine Pflicht zu tun — jetzt und heute.

*

„Einmal am Tage zeige auch ich die rechte Zeit an!" sagte die stillstehende Uhr.

*

Wann werden alle Menschen sich verstehen und vertragen? Wann wird das tausendjährige Reich des Friedens anbrechen? Wann wird alles Eintracht sein, Nachsicht, Güte und Liebe?

Bis alle Uhren den gleichen Schlag haben: die kleinen und die großen, die silbernen und die goldenen, die wertvollen und die wertlosen!

Das wird also noch eine gewiße Zeit dauern, ja, sogar noch eine ungewisse Zeit! **Max Hayek.**

Worte von Gorch Fock.

Geboren am 22. August 1880.

Untergegangen mit Kreuzer Wiesbaden am 31. Mai 1916.

Dennoch, dennoch laß uns an Gott den Vater glauben, laß uns die Seele lebendig erhalten. Es soll keine Sitte von Urväter Zeit her sein, daß wir unseren Jungen abends beten lassen. Es soll unser lebendiger Glaube an den Höchsten sein, der uns dazu treibt. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nehme doch Schaden an seiner Seele.

*

Die Ewigkeit muß mich jede Stunde umschauern und grüßen, wie Gott auch kein Sonntagswesen ist.

*

Was ich vor Gott verantworten kann, muß ich auch vor dem Vaterland und der Welt verantworten können.

*

Das Schönste dieses Tages: Ich habe ein Neues Testament gefunden und nehme es mit.

*

Jener deutsche Matrose hatte recht, der seiner Mutter schrieb: „Und wenn du hören solltest, daß unsere Kreuzer versunken und niemand gerettet sei — dann weine nicht. Das Meer, in das mein Leib versinkt, ist auch nur die hohle Hand meines Heilandes, aus der mich nichts reißen kann."





„Willst du nicht lieber die Kunststücke unterbleiben lassen, Alfred, du weißt ja, daß ich ein schwaches Herz habe!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.